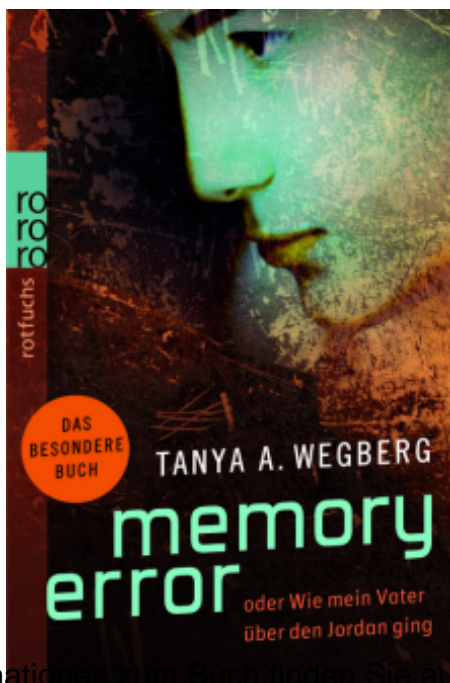


Leseprobe aus:

Tanya A. Wegberg

Memory Error oder Wie mein Vater über den Jordan ging



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

KAPITEL 1

«Da hast du aber verdammtes Glück gehabt», das sagt mir jeder Zweite. Meine Lehrer haben das zum Beispiel gesagt, auch ein paar von meinen Mitschülern, und jetzt sogar der Pfarrer von der Heilig-Geist-Kirche. «Verdammtes Glück.» Mir gefällt die Formulierung nicht besonders. Ich meine, Glück und Verdammnis schließen sich doch gegenseitig aus, oder? Ich habe Glück gehabt, weil ich einen von nur acht Plätzen in dieser Jugendwohngruppe bekommen habe. Ob sich daran noch irgendeine Form der Verdammnis anschließt, bleibt abzuwarten.

Die Jugendwohngruppe St. Johannes steht unter der Trägerschaft eines katholischen Ordens. Kann schon sein, dass ich deswegen den Platz bekommen habe – ich bin katholisch, und das schon mein ganzes Leben lang. Hier soll Jugendlichen ein Dach über dem Kopf geboten werden, wenn sie aus irgendwelchen Gründen nicht mehr zu Hause wohnen können, wollen oder dürfen. Manche ziehen auch aus dem Kinderheim des Ordens hierher, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben.

Wir acht Jungs sind in zwei Gruppen eingeteilt. Meine besteht aus Alex, Tim, Dennis, mir und unserem Chef, Laurin. Laurin ist Sozialpädagoge. Wir sollen so was wie eine Familie sein. Das ist schwierig, denn die meisten von uns sind noch nicht lange hier, und wir haben auch nicht besonders viel ge-

meinsam. Ich bin so was wie das schwarze Schaf dieser Familie, denn:

- a) kann mich keiner meiner Zwangsbrüder leiden und
- b) haben sie Angst vor mir.

Wobei b) wahrscheinlich a) bewirkt. Laurin steht zum Glück über den Dingen, ich glaube sogar, er mag mich richtig, aber er bemüht sich, es vor den anderen nicht so deutlich zu zeigen.

Ich heiße Jordan. Schon in der Grundschule wurde über meinen Vornamen gelacht. Meine Eltern waren nicht besonders gebildet, aber sie wollten ihren Kindern biblische Namen geben. Vermutlich dachten sie, Jordan sei ein alttestamentarischer Prophet oder so was – immerhin kommt der Name da öfter vor. Vielleicht haben sie auch hinten im Register geblättert, und der Klang des Wortes gefiel ihnen. Jedenfalls haben sie mir keinen großen Gefallen damit getan. Aber als ich dann so elf, zwölf war, fingen die Leute plötzlich an, meinen Namen englisch auszusprechen, anstatt dämlich darüber zu grinsen. Sie sagten jetzt eher bewundernd: «Cooler Name» oder höchstens noch: «Ist das nicht eigentlich ein Mädchenname?» Seither komme ich ganz gut damit klar und bin bei der englischen Version geblieben.

Und nun sitze ich hier in der Küche und staune. Vor mir auf dem Tisch steht eine dampfende Tasse Kräutertee. Riecht nach Kamille. Ich hasse Kamillentee. Trotzdem muss ich wohl davon ausgehen, dass ich ihn mir gerade selbst zubereitet habe – denn außer mir ist niemand hier. Na gut, das zählt zu den etwas weniger schlimmen «Aufwach-Erlebnissen». Immerhin weiß ich, *wo* ich bin, und ich scheine nichts angestellt zu haben. Beim letzten Mal saß ich an einer Bushaltestelle in Dresden (Dresden! Das sind 200 Kilometer von Berlin aus!) und hatte

meinen ganzen Rucksack voller nagelneuer CDs, aber kein Portemonnaie dabei. Alter, das war ein *böses* Erwachen!

Laurin kommt rein, sieht mich an und weiß sofort, was los ist. «Ist wohl besser, wenn du jetzt in dein Zimmer gehst», sagt er und hat diesen besorgten Ausdruck in seinen Augen. Ich sehe auf die Wanduhr über der Tür: halb drei. Draußen ist es dunkel – also halb drei nachts. «Ja, klar.» Ich kippe den Tee in den Ausguss, räume die Tasse in die Spülmaschine und mache, dass ich zurück ins Bett komme. Aber mein Bett ist ordentlich gemacht und die Decke glatt gezogen – war ich noch gar nicht drin, oder hab ich es beim Aufstehen so hergerichtet? Ich gehe zurück und erwische Laurin glücklicherweise noch auf dem Gang. «War ich den ganzen Abend hier?», frage ich ihn. «Ich hoffe doch», sagt er nur. Sehr hilfreich, danke.

Von der Schule aus gehe ich gleich zum Doc. Er kommt zwar täglich in unser Haus, um die Gruppenstunde abzuhalten, aber ich will ihn alleine sprechen. Eine Patientin ist bei ihm. Ich warte im Vorraum, bis er sie verabschiedet hat. «Jordan», sagt er überrascht, «ist was passiert? Ich hab nur eine halbe Stunde Zeit. Willst du kurz reinkommen?» Ja, will ich.

Ich gebe ihm eine Zusammenfassung des gestrigen Ereignisses. Der Doc ist in Ordnung. Er verbreitet keine Panik, sondern lässt mich reden und macht sich Notizen. Ab und zu stellt er auch eine Frage. Eigentlich bin ich nur hergekommen, um ihn zu informieren und um mich ein bisschen beruhigen zu lassen. Er kommt zum gleichen Schluss wie ich: dass ich das Haus wahrscheinlich nicht verlassen und auch keine Dummheiten gemacht habe.

Der Doc und ich haben eine gemeinsame Mission: Wir sind Jäger der verlorenen Zeit. Bevor ich zu ihm in Behand-

lung kam, hatte ich nämlich nicht mehr besonders viele Erinnerungen. Vor allem nicht an meine Kindheit. Eigentlich hatte ich mir da nicht viel bei gedacht, aber als sie mir dann in der Klinik so viele Fragen stellten und ich die alle nicht beantworten konnte, haben sie mich so besorgt angesehen, dass ich allmählich kapiert habe: Irgendwas stimmt da nicht. Mittlerweile sieht es schon wesentlich besser aus, und es gibt eine Menge Dinge von früher, die mir wieder eingefallen sind – manchmal sogar ganz spontan.

Um ehrlich zu sein, hätte ich viele davon lieber auf ihrer passwortgeschützten Speicherkarte gelassen. Da kam nämlich auch allerhand Zeug hoch, das man nicht wirklich wissen möchte. Und wenn dich plötzlich solche Erinnerungen anspringen, dann tun sie es nicht sanft und plätschernd, sondern eher komatbrutal – sozusagen mit Springerstiefeln voll in die Fresse. Der Doc muss mir dann immer zureden wie einem kranken Pferd, dass ich die Bilder zulassen soll, dass ich mich nicht dagegen wehren soll, und oft zwingt er mich auch, sie mir noch genauer anzusehen und ihm zu sagen, was ich dabei fühle und so.

Dann komme ich mir immer vor, als wenn ich mit dem nackten Hintern auf einer glühenden Herdplatte sitze und gleichzeitig über die Wärmeleitfähigkeit menschlicher Haut referieren muss. Ich meine, man *kann* das aushalten, wenn man muss. Irgendwie geht das. Aber es ist nichts, was du einem anderen wünschen würdest, selbst wenn er dir gerade die Freundin ausgespannt, den Hund überfahren und das Handy kaputt gemacht hat. An ein paar Sachen hab ich mich mittlerweile erinnert, die traue ich mich gar nicht zu erzählen! Auch nicht dem Doc. Jedenfalls noch nicht. Vielleicht später.

Nachdem ich bei ihm war, geht es mir besser, und ich fahre

zur Wohngruppe, um mir aufzuwärmen, was die anderen vom Mittagessen übrig gelassen haben. Tim hat Küchendienst, deshalb hängt er da noch rum und fängt gleich an, seine blöden Witze zu reißen. Mein nächtlicher Blackout hat sich offensichtlich bereits herumgesprochen. «Na, wer musste denn gestern dran glauben?», kichert er. «Hast du das Fleischmesser wenigstens diesmal sauber gemacht und wieder in die Schublade gelegt?» Ich kann über so was echt nicht lachen, und der Doc würde jetzt wahrscheinlich sagen, ich soll mich doch wehren. Leicht gesagt, Doc. *Matthäus-Evangelium, Kapitel 5, Vers 39: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.*

Ich bin übrigens der Einzige aus der Jugendwohngruppe, der aufs Gymnasium geht. Das sage ich nicht, weil ich mir was drauf einbilde, ich wollte es bloß mal erwähnen. Dennis macht eine Ausbildung zum Koch, Tim bastelt noch an seinem Realschulabschluss rum, und Alex macht ein Berufsvorbereitungsjahr – was immer das auch sein mag. Bei den anderen vier Bewohnern – Jan, Yannick, Thorsten und Robin – sieht es ähnlich aus. Zwei machen eine Lehre, zwei gehen zur Schule. Es ist deswegen ziemlich schwierig, in unseren Alltag jene Ordnung reinzukriegen, die es in der Wohngruppe eigentlich geben soll. Wir haben ja alle unterschiedliche Tagesabläufe. Gemeinsame Mahlzeiten einzuhalten ist deshalb meistens nicht möglich, aber ein paar Fixpunkte gibt es schon, zum Beispiel die abendliche Gruppenstunde. *kotz*

Im Großen und Ganzen haben wir aber unsere Freiheit. Wir müssen uns bloß an die Regeln halten. Laurin hält uns zwar an der langen Leine, aber wenn einer von uns Scheiße baut, kann

er sehr nachdrücklich sein. Jeder von uns hat das schon mal erlebt und möchte es unter Garantie nicht nochmal tun.

Wir bewohnen hier eine echt korrekte, perfekt sanierte Villa am Branitzer Platz mit über 250 Quadratmetern Wohnfläche und einem großen Garten. Jeder hat sein eigenes Zimmer, und es gibt mehrere Gemeinschaftsräume, vier Bäder, zwei Küchen. Die Lage ist optimal: ziemlich zentral im schnieken Berliner Westend, aber doch nicht mitten in der Stadt. Die beiden U-Bahn-Stationen Theodor-Heuss-Platz und Neu-Westend sind etwa gleich weit entfernt, rund fünfzehn Minuten zu Fuß.

Ich bin seit zweieinhalb Monaten hier. Meinen letzten Geburtstag, den siebzehnten, hab ich schon hier gefeiert. Nicht *richtig* gefeiert natürlich, geht ja nicht, mit all den Spackos hier. Ich habe einen Kuchen mit ein paar Kerzen drauf bekommen, durfte mir aussuchen, was es mittags zum Essen gab, und abends haben wir alle zusammen gegessen, Musik gehört und geredet. Bla bla blub blub. Mir war aber nicht so nach Reden zumute. Ich hatte ziemliches Heimweh.

Ganz früher, als Mama noch lebte, waren Geburtstage was Besonderes. Mama war krank, solange ich mich erinnern kann. Sie wurde immer dünner und leidender, und ich glaube, ich habe sie in meinem ganzen Leben nie lachen sehen. Aber unsere Geburtstage – die von meinem Bruder Samuel, meiner Schwester Maria und mir – hat sie immer versucht schön zu gestalten. Wenn wir zum Frühstück kamen, hatte sie den Platz des Geburtstagskinds dekoriert, mit Luftballons, Girlanden und so. Und da stand auch immer ein Kuchen, der exakt so viele Kerzen hatte wie erforderlich. Und es gab zwei, drei Geschenke, die in buntes Papier gewickelt waren. Meine Mama stand dann da, an den Kühlschrank gelehnt, und schaute zu,

wie wir uns freuten und unsere Geschenke auspackten. Das war eine der wenigen Gelegenheiten, wo sie mal ein bisschen lächelte.

Wenn ich das hier so im Plauderton erzähle, klingt es ziemlich elastisch, oder? Tatsächlich bedeuten solche Erinnerungen für mich aber bretttharte Arbeit, ehe ich sie so flüssig und in einer logischen Abfolge wiedergeben kann. Die hab ich mir richtig erkämpfen müssen, denn sie waren alle weg. Der Doc versetzt mich deshalb ab und zu in so eine Art Hypnose – er nennt es «Tiefenentspannung», wahrscheinlich damit es sich harmloser anhört –, und dann quetscht er mich aus.

Am Anfang hatte ich Angst. Ich meine, ich gebe dabei doch total die Kontrolle aus der Hand! Während ein anderer in meinem Unterbewusstsein rumwühlt, als wär's ein Grabeltisch bei Woolworth! Aber der Doc und ich legen vorher immer gemeinsam fest, um welches Thema es gehen soll, und er hat mir versprochen, dass er sich grundsätzlich daran hält. Ein paar Erfolge hatten wir mit der Sache auch schon, diese Geburtstags-Geschichte zum Beispiel.

KAPITEL 2

Ich hab einen ganzen Berg von Hausaufgaben zu erledigen, aber keine Lust anzufangen. Also geh ich raus in den Garten. Yannick repariert sein Fahrrad. Seine Jeans ist voller Ölflecken. Ich sehe ihm eine Weile zu und reiche ihm die Werkzeuge an. «Hab gehört, du warst diese Nacht auf Wanderschaft», sagt er. Ich nicke nur. «Alter, warum lässt du nicht deine Zimmertür

abschließen? Ich find's beschissen, dass du hier rumläufst und nicht weißt, was du machst.» – «Ich auch», sage ich. *Lukas-Evangelium, Kapitel 8, Vers 29: Denn schon seit langem hatte ihn der Geist in seiner Gewalt, und man hatte ihn wie einen Gefangenen an Händen und Füßen gefesselt. Aber immer wieder zerriss er die Fesseln und wurde von dem Dämon in menschenleere Gegenden getrieben.* Nicht nur in menschenleere, leider.

Es ist so weit: Gruppenstunde. Wie jeden Abend ist der Doc dafür extra zu uns gekommen. Wir sitzen zu elft (acht Jungs, die beiden Betreuer Laurin und Rolf und der Doc) im Gemeinschaftsraum und bilden einen Stuhlkreis. «Wieso kann man Jordan nicht wenigstens nachts einschließen?», fängt Alex an. *Wenigstens* nachts. Am liebsten wäre ihm wohl, sie würden mich in einen Kerker sperren und den Schlüssel wegschmeißen. «Ich meine, er läuft rum und macht irgendwelche Sachen, von denen er nichts weiß! Das ist doch Scheiße, so was!» Seine rechte Hand macht eine vage, aber aggressive Bewegung durch die Luft.

«Einschließen gehört nicht zu unseren Prinzipien», erklärt Laurin geduldig. «Das würde dir auch nicht gefallen, Alex. Und außerdem», er lächelt, «sollte jeder die Möglichkeit haben, nachts pinkeln zu gehen.» – «Dann stell ihm doch ein Töpfchen hin», platzt Tim raus. Alle wiehern vor Lachen.

Ich suche Laurins Blick. Er betrachtet die grölenden Jungs mit einem gequälten, leicht angewiderten Lächeln, schaut aber nicht zu mir rüber. Der Doc bewahrt mal wieder eine todernste Miene. «Wir hatten das Thema doch schon oft genug», sagt er, nachdem wieder einigermaßen Ruhe eingekehrt ist. «Die Krankheit heißt «dissoziative Störung» und ist garantiert nicht tödlich. Vor allem nicht für euch.» – «Das haben sie seinem

Alten wahrscheinlich auch erzählt», mault Alex. Ich schlucke und sehe den Doc an. Er wirft mir einen kurzen, verärgerten Blick zu – wehr dich, du Memme! – und richtet sich dann wieder an Alex: «Haltet euch bitte an die vereinbarten Regeln. Keine Angriffe unter der Gürtellinie. – Möchtest du was dazu sagen, Jordan?» Scheiße, er will mich rauslocken. Alle starren mich an. Mir wird kalt. Ich schlinge die Arme um meinen Körper, drehe den Kopf weg und suche fieberhaft nach einer Antwort. Je mehr ich grübele, desto mehr zerlaufen meine Gedanken zu Pudding. Ich zwinge mich zur Konzentration, wende mich wieder der Runde zu und sage, oder flüstere eher: «Ihr könnt die Tür nachts ruhig abschließen, ich muss eigentlich nach zehn nicht mehr aufs Klo.» *Buch Ijob, Kapitel 4, Vers 7: Bedenk doch! Wer geht ohne Schuld zugrunde? Wo werden Redliche im Stich gelassen?* «Na also, dann wär das doch geklärt», sagt Alex mit unverkennbarem Triumph in seiner Stimme und lehnt sich befriedigt zurück. Laurin sieht mich unbehaglich an, der Doc schließt kurz die Augen, schnalzt leise mit der Zunge und schüttelt den Kopf.

Diese Aussetzer habe ich schon seit einigen Jahren. Ich kann mich noch an das erste Mal erinnern, und ich weiß inzwischen auch – oder glaube zu wissen –, wodurch es ausgelöst wurde. Ich kam wieder zu mir in einem Wäldchen in der Trüppenheide, knapp zwei Stunden Fußweg von meinem Zuhause in der Koxheidestraße entfernt. Nur dass mir das natürlich nicht auf Anhieb klar war. Ich meine, da stand kein Schild: «Du bist hier in der Trüppenheide, liebster Jordan, und leider musst du bis nach Hause ungefähr zwei Stunden latschen.» Es war auch kein Hobbit oder so was in der Nähe, den ich hätte fragen können. Ich saß einfach auf einem Baumstumpf und hatte

Marias hellblaue Strickjacke in den Händen, ihre Lieblingsjacke, die immer noch an der Garderobe im Flur hing, als würde meine Schwester eines Tages zurückkommen und sie holen. Ich hielt die Jacke an mein Gesicht und atmete Marias Duft ein. Es wurde bereits dämmerig. Das war genau zwei Wochen nach ihrer Beerdigung und damit auch genau zwei Wochen nach meinem dreizehnten Geburtstag.

Ich hatte keine blasse Ahnung, wie ich an diesen Ort gekommen war, und bis ich den Wald verlassen und den Weg zurück nach Kevelaer gefunden hatte, war es vollkommen dunkel. Außerdem war es saukalt, der Boden war stellenweise gefroren. Ich stolperte, rutschte und humpelte heimwärts und heulte dabei Rotz und Wasser, weil ich Angst hatte. Angst vor der Dunkelheit, vor der Strafe, die mich für mein spätes Nachhausekommen erwartete, vor allem aber vor mir selbst. Wie war ich bloß dorthin gekommen? Und was war seit dem Nachmittag überhaupt passiert? Das Letzte, woran ich mich erinnern konnte, war, dass ich zu Hause das Geschirr abgewaschen hatte.

Meine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Als ich zu ziemlich später Stunde nach Hause kam, brannte wie gewöhnlich das Licht in der Küche. Mein Vater saß am Tisch wie an den meisten Abenden und trank. Er öffnete mir schweigend die Tür und fragte nicht mal, wo ich gewesen war. Ohne ein einziges Wort zog er den Gürtel aus den Schlaufen seiner Hose.

Die Flasche auf dem Küchentisch war bereits halb leer, deshalb fiel es ihm wohl schwer, ein Ende zu finden. Ich strengte mich sehr an, nicht zu wimmern oder gar zu schreien. *Buch der Sprichwörter, Kapitel 3, Vers 11–12: Mein Sohn, verachte nicht die Zucht des Herrn, widersetz dich nicht, wenn er dich zurecht-*

weist. Wen der Herr liebt, den züchtigt er, wie ein Vater seinen Sohn, den er gernhat. Mein Papa konnte es überhaupt nicht leiden, wenn ich Schwäche zeigte.

Das ist jetzt eine der Erinnerungen, die ich lieber nicht zurück in den Arbeitsspeicher geholt hätte. Aber leider gibt's davon noch mehr. Sogar sehr viel mehr. Immer wenn solche Erinnerungen in mir hochkommen, weiß ich, was der Doc damit meint, wenn er sagt, dass das Vergessen eine Schutzfunktion hat – und dass es dir das Überleben sichern kann. Am übelsten ist es aber, wenn mein Gedächtnis nicht bei ihm in der Praxis beschließt, wieder den Betrieb aufzunehmen, sondern total unvermittelt irgendwo anders – in der Schule, in der U-Bahn oder beim Essen. Das ist ungefähr so, als würde man von einem Unsichtbaren zusammengeschlagen und dürfte sich nichts anmerken lassen. Also echt abhippend.

Laurin schaut nochmal rein und fragt, ob alles in Ordnung ist, dann geht er mit einem aufmunternden Lächeln raus und schließt die Tür ab. Auf der einen Seite versetzt es mich ein bisschen in Panik. Ich neige nicht zur Klaustrophobie oder so was. Aber was passiert, wenn ein Feuer ausbricht? Oder wenn mir schlecht wird und ich kotzen muss? Fenster auf und raus oder was? Oder wenn Laurin den Schlüssel verliert? Oder wenn er damit einfach nach Las Vegas abhaut? Ich atme tief durch.

Andererseits hat es auch was Beruhigendes, eingeschlossen zu sein. Schließlich sind mir meine bewusstlosen Streifzüge selber unheimlich, und ich gäb was dafür, wenn ich sie abstellen könnte, echt. So hab ich wenigstens die Garantie, dass ich hier nachts keinen Scheiß machen kann. Ich kuschele mich in mein Bett und greife nach dem obersten Buch des Stapels auf meinem Nachttisch. Lesen ist nie verkehrt.